



Über den Autor:

Lothar Beutin, geboren und aufgewachsen in Berlin, Mikrobiologe und Autor von Wissenschaftskriminal- und Gesellschaftsromanen. Langjährige Forschungstätigkeit in renommierten Berliner Instituten und am Institut Pasteur in Paris über Infektionskrankheiten, Lebensmittelvergiftungen und biologische Giftstoffe aller Art.

Homepage: www.lothar-beutin.de

Kontakt: <mailto:lotharbeutin@gmx.de>

Weitere Titel des Autors

RIZIN, ein Wissenschaftskrimi, ed. MILESTONE, 1. Auflage 2010, 311 Seiten, auch als E-Book erhältlich. ISBN 978-3-00-036068-8 (www.lothar-beutin.de)

FALLOBST, ein Wissenschaftskrimi, ed. MILESTONE, 1. Auflage 2015, 278 Seiten, auch als E-Book erhältlich. ISBN 978-3-00-050803-5

Lothar Beutin

EHEC-ALARM

Ein Wissenschaftskrimi

Dieses Buch ist allen Menschen gewidmet, die unter der EHEC-Epidemie im Sommer 2011 gelitten haben und denen, die ihr Bestes gegeben haben, um der Seuche Herr zu werden. Ich danke allen, die mir bei der Entstehung des Romans geholfen haben. Ganz persönlich möchte ich Lydia, Sabine und Irmgard für ihre vielen hilfreichen Ratschläge danken, die in das Buch eingeflossen sind.

Copyright © 2013: Dr. Lothar Beutin

Alle Rechte vorbehalten, einschließlich der Übersetzungs-, Aufführungs-, Theater-, Film-, Musical-, Audio-, Aufnahme-, Bild-, Ableitungs- und Adaptionenrechte, elektronischen und Online Rechte.

Kein Teil dieses Buches darf ohne schriftliche Genehmigung in irgendeiner Weise verwendet, reproduziert, adaptiert und exzerpiert werden.

1 Auflage: Mai 2013

ISBN 978-3-00-042139-6

Dein Leben kannst du nur alleine bewältigen, ohne die anderen geht es nicht.

Als man sie bemerkte, war sie schon längst da. Eine Epidemie ist immer schon da, bevor man von ihr Kenntnis nimmt. Es dauerte seine Zeit, bis die zuständigen Stellen in der Gesundheitsüberwachung bemerkten, dass die Zahl der Infektionen mit EHEC-Bakterien über das sonst übliche Maß anstieg. Dazu trug auch die schlechte Zusammenarbeit zwischen den verschiedenen Behörden bei, die sich gegenseitig ihre Zuständigkeiten streitig machten. Aber auch Scheu vor Verantwortung, Bequemlichkeit, Ignoranz und Profilneurosen in manchen Führungsetagen taten ihr Übriges, um eine Zusammenarbeit zu behindern.

Ab einem bestimmten Pegelstand bei der Zahl der Neuerkrankungen hielten die Dämme der persönlichen Befindlichkeiten und der Abgrenzungen zwischen den Institutionen nicht mehr stand. Nachdem in der an der Elbe gelegenen Kreisstadt Brunsbüttel die Fälle von akutem Nierenversagen unerklärlich zugenommen hatten, lichtete sich der Dunst in den Betonköpfen, der die Störung der alltäglichen Geschäfte nicht freiwillig zuließ. Die EHEC-Epidemie tauchte in ihren Konturen aus dem Nebel auf und von da an überschlugen sich die Ereignisse.

Die Epidemie kümmerte das nicht, sie fand einfach statt. Wie man sich auch zu ihr stellte, man wurde mitgerissen, wie von einer Flut, die sich nicht darum schert, was ihr in den Weg kommt. Am Morgen des 29. April 2011 hatte Leo Schneider es schwarz auf weiß auf seinem Bildschirm. Eine E-Mail aus dem Richard Pfeiffer Institut mit der lapidaren Meldung über eine ungewöhnliche Häufung von Patienten mit Nierenversagen im Landkreis Dithmarschen. Zuerst dachte Schneider an einen Zusammenhang zwischen den Erkrankten. Das war nur logisch. Es kam öfter vor, dass sich mehrere Restaurantgäste auf einen Schlag mit Krankheitserregern infizierten, wenn das Essen mit Bakterien verseucht war. In den meisten Fällen waren es Salmonellen. Seltener waren es EHEC, aber dann verliefen die Erkrankungen viel dramatischer. Die übelste Komplikation bei EHEC-Infektionen war eine Form des Nierenversagens, die als HUS bezeichnet wurde. Von HUS war die Rede gewesen in der Meldung des RPI. Für Schneider bedeutete HUS, dass sein Labor und er gefordert waren.

EHEC stand für enterohämorrhagische Kolibakterien. Ein paar Hundert dieser Bakterien in einer Mahlzeit reichten schon aus, um blutigen Durchfall oder HUS hervorzurufen. Meist blieb es bei wenigen Erkrankungen, wenn der Ausbruch sich auf eine Familie, einen Kindergarten, ein Altenheim, oder ein Restaurant begrenzte. Die mit EHEC verseuchten Lebensmittel hatte man in der Regel schnell identifiziert und aus dem Verkehr gezogen. Damit blieb der Ausbruch auf das unmittelbare Ereignis beschränkt. Aber dieses Mal sah es nicht so aus. Nachdem im Laufe des Vormittags mehr Informationen zu den HUS-

Fällen in Brunsbüttel eintrudelten, wurde klar, dass es sich nicht um ein isoliertes Geschehen handelte. Es gab mehrere Ausbruchsnester in der Stadt und im Landkreis Dithmarschen, zwischen denen kein erkennbarer Zusammenhang bestand.

Schneider griff zum Telefon und rief Karsten Seiboldt an, den Leiter des Brunsbütteler Lebensmitteluntersuchungsamtes. Seiboldt war freundlich, blieb in der Sache aber vage. Es sei noch zu früh, um über mögliche Ursachen zu spekulieren, man müsse abwarten. Hilfe wollte Seiboldt nicht, meinte nur, das sei zu früh und zu diesem Zeitpunkt nicht nötig. Außerdem hätte er in der Sache schon Kontakte zur Arbeitsgruppe von Professor Puster am Exzellenzinstitut in Kiel aufgenommen.

Er weiß mehr, als er sagt, dachte Schneider. Aus Seiboldts Stimme spürte er den Druck, der auf ihn lastete. Möglich, dass er das nächste Mal gar nicht mehr zu sprechen sein würde, wenn Schneider anrief.

Bei dem Namen Puster kamen Schneider Erinnerungen. Als Schneider noch am Institut für experimentelle Infektiologie (IEI) geforscht hatte, musste er Puster mit seinen Äußerungen auf die Füße getreten sein. Puster schien es nicht zu tolerieren, wenn andere in Deutschland unabhängig von ihm auf dem gleichen Gebiet arbeiteten.

„Den Schneider werde ich wissenschaftlich fertigmachen“, hatte Puster damals einem Kollegen gesteckt, der die Botschaft an Schneider weitergab. Dazu kam es jedoch nicht mehr, denn bevor Pusters Bestrebungen wirksam wurden, hatte der Direktor des IEI, Professor Krantz, schon reinen Tisch gemacht und Schneiders Forschungen auf Abwehr gegen Bioterrorismus umgestellt. Schneider musste sein Arbeitsgebiet wechseln, und schlug sich von da an mit Giftstoffen wie Rizin und Botox herum, bis er dem IEI endgültig den Rücken kehrte. Ein gutes Jahr lang hatte er seine Verbindung zur Wissenschaft gekappt, um mit seiner Frau Louisa monatelang durch die Welt zu ziehen. In dieser Zeit lebten sie eher bescheiden von dem, was sie erspart hatten und was Louisa als Übersetzerin verdiente. Nachdem Leo Schneiders Wissen für die Geheimdienste und das Militär uninteressant geworden war, hatte sich das unsichtbare Netz, das sich um ihn und seine Frau zusammengezogen hatte, in Luft aufgelöst. Seitdem waren fast drei Jahre vergangen.

Irgendwann hatte er sich wieder mit der Idee angefreundet, in seinem alten Beruf als Mikrobiologe zu arbeiten. Jetzt war er gerade achtundvierzig geworden und hatte es sich an seiner neuer Arbeitsstelle mit wenig Illusionen, was seine berufliche Zukunft betraf, eingerichtet. Es war das ehemals staatliche, inzwischen in eine Stiftung umgewandelte, Institut für Lebensmittelkontrolle und Hygiene. Das ILH, wie es allgemein abgekürzt wurde, hatte zur Aufgabe, sich um spezielle Fragen zur Lebensmittelsicherheit zu kümmern.

Das ILH lag im Norden Berlins, im Bezirk Reinickendorf. Eine große Anlage mit mehreren Gebäudekomplexen, die größtenteils aus den 1960er Jahren

stammten. Die wirklich große Forschung, wie Schneider sie früher einmal kennengelernt hatte, war am ILH nicht möglich. Dafür sorgten die Beschränkungen einer gut zementierten Bürokratie und die Vorgesetzten, die noch aus dem alten Beamtenapparat stammten. Diese Leute spürten, wie mit der Umwandlung des ILH in eine Stiftung ihre Zeit abließ, und hatten nur ein Ziel, keinen der neu eingestellten Mitarbeiter hochkommen zu lassen. Jeder innovative Ansatz wurde von diesen Leuten als Abweichung von den Aufgaben des Institutes gebrandmarkt und unterdrückt. Die ehemals gültigen, gesetzlich festgelegten Aufgaben des ILH dienten immer noch als Begründung für eine Fülle von Vorschriften, welche die Beantragung einer simplen Forschungsarbeit zu einem Kräfte verzehrenden Marsch durch das Dickicht der Dienstwege mutieren ließ.

Das Ganze lief unter dem Stichwort Abstimmung. Das klang vordergründig nach Absprache, Beteiligung und Demokratie, aber in Wirklichkeit war Stagnation das Wort, welches diese Situation am besten beschrieb. Ein Motivationsaushöhlungsprozess, der sich durch alle Bereiche des Institutes wie zäher Kleister zog. Mit der Folge, dass viele am ILH nur noch daran interessiert waren, ihre Arbeit zu einer Routine schrumpfen zu lassen, welche die Zeit zwischen den Pausen ausfüllte. Neue Ideen und Veränderungen störten dabei nur. Als Schneider das am Anfang nicht einsehen wollte, sah er sich bald einem wachsenden Widerstand gegenüber, der von seinen Vorgesetzten noch bestärkt wurde.

Schließlich hatte er das System, nach dem es am ILH lief, verstanden. Durch strikte Auslegung von immer neuen Vorschriften war es möglich, die Arbeitsabläufe so zu verlangsamen, dass schlichte Bequemlichkeit sich als korrektes Einhalten von Verwaltungsabläufen darstellte. Schneiders anfängliche Bestrebungen wurden schwächer, bis zu einem Grad, wo er die Abläufe nicht mehr störte und noch geduldet wurde. Diese Ebene bewahrte ihm noch eine gewisse Handlungsfreiheit, sich um Dinge, die er selbst für notwendig hielt, kümmern zu können. Es war nicht so wichtig, was er gerade tat, solange er nicht an den Eckpfeilern der Hierarchie und der Verwaltungsabläufe rührte.

Karsten Seiboldts immer ungeduldiger klingende Stimme schreckte Leo Schneider aus seinen Gedanken auf. Es war klar, dass Seiboldt nichts weiter über die Epidemie herauslassen wollte. Nach den immer drängenderen Fragen von Schneider beendete Seiboldt schließlich das Gespräch mit dem Satz: „Ich schicke dir eine Mail, sobald ich mehr weiß.“ Leo Schneider wusste, er würde von dieser Seite auch in Zukunft nichts Neues mehr erfahren.

Es war einfach gewesen, fast zu einfach. Alles, was er brauchte, passte auf einen halben Quadratmeter eines gewöhnlichen Labortisches. Ein Styroporgefäß mit ein wenig gestoßenem Eis,

um das Ganze kühl zu halten. Im Eis halb eingebettet ein Plastikständer mit leeren Reaktionsgefäßen und den konisch zulaufenden Röhrchen, die mit den notwendigen Reagenzien gefüllt waren. Einige Pipettierschritte, eine Wärmebehandlung, danach eine Fällungsreaktion bei -20 °C. Jeder halbwegs begabte Biologiestudent im Hauptsemester hätte diese Arbeiten machen können.

Den Bakterienstamm für sein Experiment hatte er vor fünfzehn Jahren von einer Kollegin bekommen. Sie arbeitete als Ärztin in Zentralafrika und wusste, dass er sich gerne mit ungewöhnlichen Mikroben beschäftigte. Dieses kleine Biest hier war ein Kolibakterium, isoliert aus dem Stuhl eines HIV-Patienten, der im städtischen Krankenhaus in Bangui verstorben war. Seine Kollegin hatte ihm geschrieben, dass der Mann an einer langwierigen, schwer therapierbaren Durchfallerkrankung gelitten hatte. Sie hatte den E. coli Keim aufgehoben, weil er ihr ungewöhnlich erschien und hoffte, er würde etwas an ihm finden, was die langwierige Durchfallerkrankung erklären konnte.

Er war damals noch jung gewesen, nahm neue Herausforderungen gerne an und hatte sich mit diesem Bakterium eine Zeit lang beschäftigt. Damals waren die technischen Möglichkeiten beschränkter gewesen. Trotzdem hatte er etwas herausgefunden. Es war die Eigenschaft dieser Mikrobe, sich hartnäckig an das menschliche Darmgewebe anzuhängen. Hatte man sie erst einmal in den Eingeweiden, wurde man sie so schnell nicht wieder los. Damit war klar, warum seine Kollegin den Afrikaner mit seiner Immunschwäche nicht hatte retten können.

Er schrieb ihr, er hätte etwas Neues entdeckt, aber bald stellte sich heraus, dass solche Bakterien schon früher beschrieben worden waren. Daher gab er weitere Arbeiten an dem Keim auf, um sich aktuell dringlicheren Projekten zu widmen.

Diese Entscheidung hatte sich gelohnt, denn er wurde mit seinen Forschungen über Bakterien, die Giftstoffe bilden, sehr bekannt. Ein Abschnitt seiner wissenschaftlichen Laufbahn war von Erfolgen aus diesen Arbeiten gekrönt. Dementsprechend wurden seine Forschungsarbeiten bald großzügig gefördert. Aber diese Hochphase hielt nicht für immer an. Es gab Neider und Intrigen. Konkurrenten holten auf, machten ihm den Erfolg streitig und hatten ebenso gute Ideen und Mitarbeiter wie er.

Als die finanzielle Unterstützung seiner Forschungsarbeiten nachließ und ihr völliges Ausbleiben zu einer realen Gefahr wurde, war ihm dieser afrikanische Keim wieder eingefallen. Mit den Kenntnissen, die er sich über Gift bildende Bakterien erworben hatte, erschien ihm nur folgerichtig, was er tun musste. Er musste dem afrikanischen Bakterium, das sich im menschlichen Darm so innig ansiedelte, nur eine weitere Eigenschaft verleihen. Die Eigenschaft bestimmte Giftstoffe zu bilden, Shigatoxine, die den menschlichen Organismus angriffen und zu Nierenversagen führten.

Ein solches Bakterium hatte es vorher noch nicht gegeben. Vermutlich war es um ein Vielfaches gefährlicher als seine Stammväter, aus denen er es zusammensetzen wollte. Ein Killerbug. So nannte man einen Krankheitserreger, der durch genetische Veränderungen noch aggressiver geworden war. Das Auftreten eines solchen Killerbakteriums würde nicht unbemerkt bleiben und die Gesundheitsbehörden in Alarm versetzen. Dem Ersten, der den Killerbug erkannte und ihn erfolgreich bekämpfen konnte, waren wissenschaftliche Anerkennung und millionenschwere, finanzielle Förderung so gut wie sicher. In diesem Fall würde er der Erste sein.

Die Kontrollexperimente zeigten, dass seine Manipulation geklappt hatte. Die Mikrobe hatte die Eigenschaft, Shigatoxine zu bilden, angenommen. Nachdem er mit der Laborarbeit fertig war, setzte er sich für einen Moment und sein Gesicht verzog sich zu einem Lächeln. Es spiegelte wieder, wie er sich in diesem Moment fühlte. Er war einfach genial. Für diesen Augenblick konnte er mit sich zufrieden sein. Andere in seiner Position gaben sich nur damit ab, sich Versuche auszudenken, die sie selbst nicht realisieren konnten. Er aber konnte alle Experimente, die er geplant hatte, auch selbst durchführen. Seine Leidenschaft zum Laborhandwerk hatte er nie völlig verloren. Eben das war es, was ihn als einen genialen Wissenschaftler auszeichnete.

Nachdem er seinen Killerbug konstruiert und auf einem Nährboden zum Wachsen gebracht hatte, war der erste Schritt getan. Die Prüfung, ob seine Kreatur die Shigatoxin Gene angenommen hatte, war erfolgreich verlaufen. Nun wurde die Sache schwieriger, denn mit Experimenten im Reagenzglas war es nicht mehr getan. Er musste prüfen, ob sein Konstrukt in der Lage war, bei Menschen ernste Erkrankungen hervorzurufen. Das afrikanische Kolibakterium war eng an den menschlichen Wirt angepasst. Mit Tierversuchen war es also nicht getan. Nach Lage der Dinge musste es ein menschliches Versuchskaninchen sein. Also blieb nur noch eine Lösung.

Sein Versuchskaninchen musste ahnungslos sein. Der Zufall würde entscheiden, wer an diesem Versuch teilnahm. Eigentlich war das genauso wie im täglichen Leben. Man ging irgendwo in ein Restaurant und zufällig erwischte es einen, Salmonellen oder noch etwas Schlimmeres. Gingen die Leute deswegen nicht mehr Essen? Keineswegs, die vollen Restaurants bewiesen das Gegenteil.

Er brauchte nicht zu wissen, wen der Zufall für sein Experiment ausgewählt hatte. Nur die Kontrolle über seinen Probanden und dessen Entwicklung musste er behalten. Nur so konnte er beurteilen, welches Potenzial sein Killerbug hatte. Das war alles.

Er hatte sein Experiment beendet, das Eis in den Ausguss geschüttet und ging zum Waschbecken, um sich seine Hände zu desinfizieren. „Eigentlich doch fair, oder?“, sagte er laut zu seinem Konterfei, das im Spiegel über dem Handwaschbecken zu sehen war. Sein Mund verzog sich zu einem Lächeln, als hätte er einen Gesprächspartner, der gerade sein Einverständnis signalisiert. Der Zufall würde entscheiden. Genauso wie in der Natur und er war nur ein Teil davon. Seine Konkurrenten und die Neider würden das Nachsehen haben und die Fördergelder würden wieder fließen.

Kiel, im März 2011

Harald stand einen knappen Meter neben Ines an einem der langen Arbeitstische in einem der Laborräume, die zu Jörg Pusters Projektgruppe gehörten. Jeder hatte etwa einen Meter Arbeitsfläche, die mit Pipetten, Spitzen, Reagenzgefäßen und den paar Kleingeräten für die täglichen Versuche bestückt war. Ines und er waren erst vor drei Monaten nach einem harten Auswahlverfahren in Jörgs Arbeitsgruppe aufgenommen worden, was beide als große Chance und Auszeichnung betrachteten. Außer Harald und Ines gab es noch acht weitere Studenten in der Arbeitsgruppe. Alle ehrgeizig, auf ihr

vorgegebenes Forschungsziel gerichtet und alle wussten nur das Nötigste darüber, was ihre Kommilitonen, die einen Meter entfernt neben ihnen arbeiteten, genau machten. Gerüchte kursierten, der Chef würde auf ein neues Projekt immer zwei Studenten ansetzen, ohne dass sie davon wussten. Nur einer der beiden würde nach drei Monaten weitermachen dürfen.

Zu Beginn ihrer Labortätigkeit blickten die Studenten kaum über den Tellerrand ihrer eigenen Projekte und konnten nicht erkennen, wer von den anderen ihr Konkurrent war. Sie machten auch nicht dieselben Versuche, das wäre zu durchsichtig gewesen. Aber viele Wege führen nach Rom und viele Versuchsansätze können dazu dienen, um dieselbe Fragestellung zu bearbeiten. Irgendwann würden die Studenten das wissen, aber dann war es für einen von ihnen bereits zu spät.

Ines Waldmann hatte ihre langen, braunen Haare zum Arbeiten hochgesteckt. Es fehlt bloß noch, dass sie eine Chirurgenhaube trägt, dachte Harald. Sie trug einen Kittel mit Rückenschluss, der ihre Körperformen vorteilhaft betonte und der, wie sie sagte, mehr Sicherheit gäbe, als die ewig halb offenen Vorderschlusskittel, mit denen ihre männlichen Kollegen herumliefen. Damit riskierten sie nur ihre Kleidung, oder noch schlimmer, ihre Haut mit winzigen Tröpfchen, die beim Pipettieren manchmal entstanden, zu bespritzen. Unsichtbare Spritzer von Bakterien konnten schon ausreichen, um sich anzustecken, wenn man unvorsichtig war. Harald blickte Ines verstohlen von der Seite an. Sie arbeitete so konzentriert, dass sie ihn kaum wahrnahm, zumindest schien es ihm so. Anfangs hatte er gedacht, sie würde sich vielleicht für ihn interessieren, aber das hatte sich bald als Irrtum herausgestellt, als er versuchte, das Gespräch in diese Richtung zu lenken. Auf diesem Ohr hörte Ines nicht, sie hatte nur ein Ziel, erfolgreich zu sein, und die Zeit in Jörgs Arbeitsgruppe betrachtete sie nur als ein Sprungbrett für ihre weitere Karriere.

Harald bewunderte die Zielstrebigkeit, mit der Ines und die meisten der Studenten ihre Arbeit verrichteten. Auch er hatte sein Projekt und ein Ziel, das sich eigentlich nicht von dem der anderen unterschied. Auch er suchte den Erfolg. Aber Harald fehlte der letzte Biss, der den von der Forschung Besessenen ausmacht. Er ließ sich leichter von privaten Dingen ablenken, im Gegensatz zu Menschen wie Ines, die ihm wie aus einem Guss gemacht schienen.

Als es kurz vor neunzehn Uhr war, hängte Harald seine Pipetten in das Drehkarussell, das vor ihm auf dem Labortisch stand. Er entleerte die Styroporbox mit dem inzwischen zu Wasser geschmolzenen Eis, auf dem er seine Versuchsansätze pipettiert hatte, in das Waschbecken und stellte die Gasflamme des Bunsenbrenners aus. Als er sich umdrehte, um seinen Kittel auszuziehen, bemerkte er, wie Ines ihn kurz mit einem abschätzenden Blick streifte. Sie fuhr fort, ihre Ansätze in die kleinen Plastikröhrchen, die *Tubes* genannt wurden, zu pipettieren.

„Tschüss“, sagte Ines, bevor Harald den Mund aufmachen konnte.

Er hängte seinen Kittel an einen Haken neben der Labortür und verließ den Raum mit einem gemurmelten Satz, der wie eine Entschuldigung klang, weil er um diese Zeit schon nach Hause ging. Wenn er morgen früh zur Arbeit erschien, war Ines wahrscheinlich schon da und man konnte ihr nicht ansehen, ob sie etwa die ganze Nacht durchgearbeitet hatte. So etwas war in Jörgs Gruppe durchaus üblich. In den Seminarräumen standen für solche Zwecke aus Privatwohnungen ausgemusterte Sofas, auf die man sich bei Nachtschichten zu Pausen hinlegen konnte. Harald verließ das Labor. Auf dem Flur, gerade als die Tür hinter ihm zuklappte, kam ihm ausgerechnet Jörg entgegen.

„Na Harald, schon fertig für heute?“, nälerte er. Harald konnte nicht einschätzen, ob diese Frage nur *Small Talk* war, oder ob der lauernde Unterton Jörgs Erstaunen ausdrückte, Harald um diese Zeit schon gehen zu sehen.

„Äh, ich hab noch einen Termin wegen meiner Wohnung“, hörte Harald sich reden, nachdem er vorher seinen Chef mit einem unsicheren „Hallo“ begrüßt hatte. Harald lief wie auf Eiern weiter den Flur entlang, als befürchtete er, jemanden zu wecken. Seine Worte hatten nicht sehr überzeugend geklungen. Das nächste Mal, wenn Jörg ihn um diese Zeit schon gehen sah, musste er sich etwas Überzeugenderes einfallen lassen.

Nachdem Harald die Pforte des Instituts hinter sich gelassen hatte, verflog die Müdigkeit, die sich in dem neonbeleuchteten Labor nach ein paar Stunden Arbeit immer einstellte, augenblicklich. Seine Schritte führten ihn auf eine ungerichtete Wanderung durch die Straßen der Landeshauptstadt Kiel, an deren Universität er sein Biologiestudium absolviert hatte, um danach mit seiner Doktorarbeit am Exzellenzinstitut in der Arbeitsgruppe von Jörg zu beginnen. Er war unschlüssig, ob er noch irgendwo ein Bier trinken oder gleich nach Hause gehen sollte. Der Weg, den er einschlug, führte ihn vom Institut in die Ringstraße, wo er wohnte. Eine billige Wohnung in einem Viertel der einfachen Wohnlage, gesäumt von roten Backsteinhäusern, das Studenten, Lebenskünstler und Migranten anzog. Harald lief an dem Haus, in dem er wohnte, vorbei. Er wollte den Tag nicht schon jetzt in seinen vier Wänden beenden. Seine Schritte führten ihn weiter entlang zum Bahnhof, vor dem die roten Busse der Kieler Verkehrsgesellschaft standen. Harald lief quer durch den Bahnhof, kreuzte die Kaistraße und ging dann weiter entlang den Anlegestellen des Ostsee- und Skandinavienkais. Ein frischer Wind vom Meer blies ihm ins Gesicht. Kneipen gab es an dieser Ecke nicht und seine ursprüngliche Idee, ein Bier trinken zu gehen, hatte sich mit dem kalten Wind verflüchtigt. Was Harald auf seinem Weg durch die Straßen begleitete, war ein unbestimmtes Gefühl, nicht recht zu wissen, woran er eigentlich war und was er in seinem Leben anfangen wollte.

Kiel, 21. 3. 2011

Jörg war an diesem Montag achtundvierzig Jahre alt geworden und er ließ es sich nicht nehmen, mit seiner Arbeitsgruppe ausgiebig zu feiern. Wie immer gab er sich besondere Mühe, seinen Leuten, deren Arbeitstage gewöhnlich Überlänge

hatten, an seinem Geburtstag etwas Besonderes zu bieten. Am Vormittag wurde noch emsig gearbeitet, ab Mittag gab es im Seminarraum ein reichhaltiges Büfett mit exquisiten Delikatessen. Für den Abend hatte er alle zum Besuch eines Musicals im Stadttheater eingeladen. *Tanz der Vampire* stand auf dem Programm. Seine Arbeitsgruppe zählte neunzehn Köpfe, zehn Studenten, sechs technische Assistentinnen und drei Wissenschaftler. Die Studenten rissen sich darum, bei ihm ihre Examensarbeiten durchführen zu können und so konnte er sich aus jedem Semester die besten Leute aussuchen.

Mit Jörg, dessen plötzliche Stimmungsschwankungen gefürchtet waren, hatte Harald bisher nicht viel zu tun gehabt. Haralds Arbeit wurde von Jörgs rechter Hand, dem frisch promovierten Alexander Curtius betreut. Alexander war nur ein paar Jahre älter als Harald und hatte seine Doktorarbeit an einer amerikanischen Eliteuniversität, Harvard oder Princeton, Harald wusste es nicht so genau, mit Auszeichnung abgeschlossen. Jörg hatte Alexander auf einem Kongress in Boston kennengelernt und ihn prompt eine Stelle in seiner Arbeitsgruppe angeboten. Von Alexander, der selbst noch praktisch im Labor arbeitete, konnte Harald eine Menge lernen.

Trotz der Vorteile für seine berufliche Karriere empfand Harald den Alltag im Labor als eine Härte. Ein Arbeitstag von durchschnittlich zehn Stunden, am Wochenende wurde auch gearbeitet. Für das Gehalt einer halben Wissenschaftlerstelle musste man sich auf eine harte 60-Stundenwoche einstellen, aber trotzdem fanden sich genügend gute Leute, für die das kein Hindernis war. Schließlich lernte man hier viel und allein die Tatsache, bei Jörg Puster gearbeitet zu haben, war ein gutes Sprungbrett für die eigene Karriere.

Jörg nutzte sein Revier, um ausgiebig zu wildern. Wenn ihm eine der Studentinnen gefiel, machte er ihr irgendwann ein ziemlich direktes Angebot, mit ihm ins Bett zu gehen. Die, die Nein sagten, waren die Ausnahme, wenn er zu später Stunde im Labor auftauchte und fragte, ob sie für heute Abend schon etwas vorhätte. Manch eine fühlte sich danach als etwas Besseres und das führte häufiger zu Reibungen innerhalb der Arbeitsgruppe. Nachdem Jörg das mitbekommen hatte, hielt er sich mehr an Frauen, die kurz vor ihrem Examen standen und sehr auf ihn angewiesen waren. Die hielten vor den anderen auch den Mund darüber, was Jörgs Launen und seine Bettkünste betraf. Arbeit ging schließlich vor Sex. Mit dem Effekt, dass Frauen, die nicht sein Typ waren, es leichter hatten, ihre Arbeit erfolgreich abzuschließen.

Einer von beiden, Jörg oder Alexander, war fast immer im Labor anzutreffen. Jörg tauchte gerne zu den unmöglichsten Zeiten auf. Er genoss es, wenn, wie er sagte, der Laden brummte, die Arbeitsplätze rund um die Uhr und sieben Tage die Woche besetzt waren. Die Arbeit machte Harald auch Spaß, es war das Ungleichgewicht zwischen Arbeit und Freizeit, das ihm seine Existenz als fremdbestimmt erscheinen ließ. Für die wenige Zeit, die ihm nach der Arbeit noch verblieb, suchte er nach Möglichkeit ein wenig Abwechslung.

Der dritte Wissenschaftler in der Gruppe, Marko Brant, war der ganze Gegensatz zu Alexander. Er wurde von den anderen gemieden und galt allgemein als fünftes Rad am Wagen. Ein introvertierter Eigenbrötler, der stundenlang allein im Labor vor sich hin werkelte. Wie manche meinten, kompensierte er auf diese Weise seine Probleme mit dem anderen Geschlecht. Marko war schon am Institut gewesen, bevor Jörg kam. Damals hatte Marko beste Aussichten gehabt, selbst Gruppenleiter zu werden. Er hatte mit ungewöhnlichen Ideen auf sich aufmerksam gemacht und mit seinen Experimenten internationale Beachtung gefunden. Eine Affäre um angeblich gefälschte Daten in der Arbeit seiner Doktorandin, die nie richtig aufgeklärt, zum Skandal hochkochte, versetzte Markos Karriere einen Knick. Mit dem Ergebnis, dass von da an seine Forschungen weniger gefördert wurden und er keine Studentinnen mehr ausbilden wollte. Marko war der Dienstälteste in der Arbeitsgruppe und betreute einen Studenten, Holger Prerow, der ihn in seiner Introvertiertheit noch übertraf.

Schon kurze Zeit, nachdem Jörg im Institut aufgetaucht war, begann Markos Abstieg. Man munkelte, dass Jörg mit seinen Beziehungen zum Präsidenten den intelligenten, aber sozial inkompetenten, Marko ausgebootet hatte. Jörg avancierte bald zum Gruppenleiter und wurde Markos Vorgesetzter. Marko blieb trotzdem in der Gruppe, aber das Verhältnis zwischen ihm und Jörg war von Misstrauen und gegenseitiger Abneigung gekennzeichnet.

Jörgs Geburtstagsfeier war wirklich gelungen. Alle waren begeistert und hatten Spaß daran, sich in einem anderen, nicht von der Arbeit bestimmten Rahmen, zu treffen. Die Idee mit dem Musical, als kulturelles Highlight, fanden alle toll. Zumindest sagten sie so. Marko hatte sich nach dem Sturm auf das Büffet in sein Arbeitszimmer verkrümelt. Er hätte noch zu tun und keine Lust seine Zeit unproduktiv zu verschwenden. Holger, sein Student, fand ebenfalls einen Grund, um nicht mit ins Theater zu müssen. Jeder wusste, dass Marko es schwer ertragen konnte, wie das Alphetier Jörg in der Gruppe brillierte. Aber Jörg war das schon lange egal. Marko Brant war als Person und als Wissenschaftler für ihn zu einer Belanglosigkeit geworden, die seine Kreise nicht mehr stören konnte.

Kurz bevor sie den Seminarraum, wo das Büfett angerichtet war, verließen, um ins Stadttheater zu gehen, sah sich Jörg noch einmal um. Er grunzte zufrieden, als er sah, dass alles so gut wie abgeräumt war. Ein dreigängiges Mittagmenü, danach Kaffee und *Petit Fours* vom besten Konditor der Stadt. Die Party war ein Erfolg gewesen. Jörg war zufrieden und führte seine Gruppe vor das Portal des Institutes, wo schon fünf Taxen warteten, um alle zum Stadttheater zu bringen.

Später, als Harald mit den anderen aus dem Theater kam, schätzte er sich glücklich, einen Platz in Jörgs Arbeitsgruppe ergattert zu haben. Für einen Studenten der Biologie in Kiel war es das große Los. Auch wenn die Arbeit im Labor keine leichte Zeit für ihn war, besonders neben Ines, die ihn in allem immer übertraf.

Haralds Tage, Wochen und schließlich Monate im Labor waren ihm wie ein Einerlei aus den immer gleichen Abläufen erschienen. Wenn er auf die drei vergangenen Monate zurückblickte, konnte er sich nicht mehr erinnern, ob er dieses oder jenes vor drei Tagen, einer Woche oder vor einem Monat gemacht hatte. Dazu ähnelten sich die Tage mit ihren ewig gleichen Versuchsabläufen im Labor zu sehr.

Aber vor Kurzem hatte sich etwas Grundlegendes in Haralds Alltag geändert. Eine Frau war in seinem Leben aufgetaucht. Eine Frau, die den geordneten Ablauf zwischen Pipettieren, Essen und Schlafen durcheinander gerüttelt und ihn damit aus dem Konzept gebrachte hatte. Er hatte Marie eines Abends in der *pequeño cantina*, einer kleinen Bar unweit von seiner Wohnung in der Ringstraße kennengelernt. In diese Pinte ging er manchmal nach der Arbeit, wenn er nicht zu müde war, um gleich ins Bett zu fallen. José war Spanier und Betreiber der kleinen Bar. Er hielt seinen Laden auch noch spät abends geöffnet, wenn die Kneipen im Umkreis längst die Schotten dichtgemacht hatten.

An diesem Samstagabend hatte Marie dort auf einem Barhocker gesessen und Harald stand zufällig neben ihr, um ein Bier zu bestellen. Sie hatte ihn angeschaut und gelächelt, er hatte spontan zwei Biere bestellt und sie eingeladen. Marie wirkte so entspannt und natürlich, ganz anders als die Frauen, die er aus dem Institut kannte. Die schienen ständig unter Strom zu stehen. Bei denen wusste man nie, ob sie nicht mitten im Gespräch durch Gedanken an ihre Arbeit abgelenkt wurden, und die Hoffnung auf tiefere Kontakte sich in hektischem Wegrennen zur *Bench*, wie man den Laborarbeitsplatz nannte, zerstob. Marie war anders. Sie trug ihre halblangen, blonden Haare offen, schminkte sich kaum, besaß eine lebendige Ausstrahlung. Ihr Gesicht und ihre Haut waren von einer Frische, wie er es bei seinen Institutsbekanntschaften nie gesehen hatte.

Marie hätte ebenso wie er studieren können, es aber nicht gewollt und sich ihr Leben anders eingerichtet. Als sie sich das zweite Mal trafen, erzählte ihm Marie von ihrer Arbeit auf einem Bauernhof in der Nähe der Stadt. Nicht irgendein Bauernhof, ein ökologisch wirtschaftender Betrieb war das. Sie würde dort zwar nicht viel verdienen, aber mit ihrer Arbeit etwas Positives für die Menschen und die Erde bewirken. Für Harald war das eine andere Welt. So ein Leben hätte er nicht einmal in Gedanken in Erwägung gezogen.

„Wir sind eine tolle Gemeinschaft auf dem Hof“, hatte Marie erzählt. „Wir leben und arbeiten zusammen, ohne uns gegenseitig Konkurrenz zu machen. Das würde dir gefallen, es ist ganz anders als bei euch.“

Das hatte sie ihm geantwortet, nachdem Harald ihr vom Alltag im Labor, dem Konkurrenzgerangel in der Gruppe, vom Rennen um Forschungsgelder, Anerkennung, Vertragsverlängerung und Gunst der Chefs erzählt hatte. Von zehn Studenten durften höchstens zwei nach ihren Abschlüssen weiter in der Gruppe bleiben. Diese Aussicht schuf ein Klima des gegenseitigen Belauerns und Misstrauens. Als Marie das hörte, hatte sie nur ihren Kopf geschüttelt und ihn

angelächelt. So etwas schien sie gar nicht zu kennen, dachte Harald und merkte, wie neidisch und ungläubig er sie dabei angesehen haben musste.

Als Harald zwei Jahre alt war, war seine Familie nach Angola gezogen. Sein Vater hatte dort als Ingenieur eine lukrative Beschäftigung für drei Jahre bei einer Kupfermine gefunden. Harald konnte sich an diese Zeit kaum erinnern. Danach kehrte seine Familie ins Ruhrgebiet zurück. Einige Jahre hatten sie dann auf dem Land in der Nähe von Dortmund gewohnt. Eine Zeit, die Harald als öde in Erinnerung geblieben war. Marie nahm das Leben in ländlicher Umgebung ganz anders wahr. Nachdem, was sie erzählte, schienen die Leute auf dem Hof aber glücklicher zu sein als jene, die er in seinem Umfeld bisher kennengelernt hatte.

Als sie das erste Mal miteinander schliefen, kannten sie sich seit drei Wochen. Es hatte sich spontan ergeben. Marie war am Samstagabend zu ihm mitgekommen, nachdem es zu spät geworden war, um noch mit dem Bus vom Bahnhof zurück zum Hof zu fahren. Harald hatte kein Auto, nicht einmal ein Fahrrad. Er wohnte nur knapp zwei Kilometer vom Institut entfernt und erledigte die meisten Wege zu Fuß. Also ging Marie mit zu ihm, und als es spät genug geworden war, um ins Bett zu gehen, war es für beide die natürlichste Sache von der Welt. Für eine Weile wurden sie eins miteinander und vergaßen die Zeit.

Nachdem sie beide ihre Körper entdeckt und danach viel zu aufgekratzt waren, um einschlafen zu können, hatte Harald viel von seiner Arbeit erzählt. Als er dann damit rausrückte, er müsse morgen früh ins Labor, fiel Marie aus allen Wolken. Selbst auf dem Hof, wo die Arbeitszeit sich an den Bedürfnissen von Mensch und Natur orientierte, war der Sonntag, bis auf das absolut Notwendigste, arbeitsfrei.

Im Exzellenzinstitut war das anders. Es war üblich, dass alle aus Jörgs Gruppe auch sonntags wenigstens für ein paar Stunden im Labor tätig waren. Er musste mitmachen, wenn er seine Chance wahren wollte, in der Gruppe zu bleiben. Die meisten aus der Arbeitsgruppe hatten keine privaten Beziehungen außerhalb des Institutes und waren froh, den Sonntag nicht allein verbringen zu müssen.

Halb mit Bewunderung, halb angewidert hatte er das erzählt, fand Marie. Als sie ihm das auf den Kopf zusagte, widersprach Harald nicht.

So trafen sie sich weiter nur an den Wochenenden. Sie gingen in die *pequeno cantina*, ins Kino und manchmal übernachtete Marie bei ihm. Jedes Mal war sie von Neuem enttäuscht, dass er am Sonntag arbeiten ging und kaum Zeit für sie hatte. Das verstärkte ihre Neugier auf diese, ihr fremde Welt, die Harald wie eine böse Fee im Bann hielt. Vielleicht war sie auch eifersüchtig, ob es dort nicht eine andere Frau gab, die Harald ihr verschwieg.

Kiel, 30. 3. 2011

Jörg hatte die gesamte Arbeitsgruppe für eine wichtige Mitteilung zusammengetrommelt. Es ging um eine Anordnung des städtischen

Gesundheitsamtes. Für Arbeiten mit Infektionserregern galten ab sofort schärfere Sicherheitsmaßnahmen. Seine Sekretärin, Frau Steiner, verteilte Fragebögen, in denen alle Angaben über ihren Gesundheitszustand, chronische Krankheiten, Allergien, Kontaktpersonen und Medikamenten-, Tabak- und Alkoholkonsum geben sollten.

„Das wäre das Eine“, hatte Jörg gesagt und betont, dass er genau wie alle anderen teilnehmen würde. In seinem blütenweißen Kittel, den er für die Besprechung angezogen hatte, wirkte er wie der Chefarzt persönlich. „Zweitens. Jeder muss ohne Ausnahme, mich eingeschlossen, eine Stuhlprobe abgeben. Die Ergebnisse aus den Stuhluntersuchungen werden bei uns archiviert. Wenn das Gesundheitsamt die Ergebnisse einsehen will, kann man auf die archivierten Proben und die dazugehörigen mikrobiologischen Untersuchungsergebnisse zurückgreifen.“

Marko Brant schüttelte den Kopf und protestierte. „Das hat es doch noch nie gegeben! Was soll das Ganze? Das ist ein Eingriff in die Persönlichkeitsrechte! Ich weigere mich, da mitzumachen!“

„Es gibt Leute, die nur darauf warten, uns wegen mangelnder Sicherheitsmaßnahmen etwas ans Zeug zu flicken. Wenn du nicht mitmachst, kannst du nicht mehr mit Infektionserregern arbeiten“, hatte Jörg dem murrenden Marko geantwortet.

Harald fand Jörgs Argument verständlich. Jeder, der auch nur in einer Currywurstbude arbeitete, musste sich untersuchen lassen und Fragebögen ausfüllen. Schließlich wollte man die Menschen damit vor Ansteckungen durch Überträger von gefährlichen Mikroben schützen.

Marko nahm seinen Studenten Holger beiseite und ging nach der Besprechung in sein Labor. Nachdem er die Tür geschlossen und sich eine Zigarette angesteckt hatte, sagte er: „Wenn der glaubt, er kann mir vorschreiben, womit ich wann und wo zu arbeiten habe, hat er sich geschnitten.“

Er blies wütend den Rauch aus. Holger lächelte gequält. Ihm war nicht wohl, zwischen zwei Stühlen zu sitzen, er wollte keinen offenen Konflikt, weder mit Marko noch mit Jörg.

„Kein Wort über unsere Arbeiten zu niemand“, sagte Marko, als hätte er Holgers Gedanken erraten. Holger nickte bedrückt.

„Mach dir keine Gedanken, von mir aus bekommt er seine Stuhlproben, solange er sich nicht in unsere Projekte einmischt.“ Marko lachte hämisch. „Er wird ja nicht jedem Einzelnen bis ins Klo hinterlaufen!“

Kiel, 1. 4. 2011

An diesem Freitagabend kam Marie überraschend ins Institut, um Harald abzuholen. Er hatte nichts davon gewusst, war noch nicht mit seinem Versuch fertig und fiel aus allen Wolken, als sie gegen sieben Uhr auftauchte und sich bis zu seinem Labor durchgefragt hatte. Weil er noch zu tun hatte, musste Marie auf dem Flur vor dem Labor auf ihn warten. Aus Sicherheitsgründen durften

Unbefugte den Laborbereich nicht betreten und Ines hätte auch keine Ausnahme zugelassen. So traf Jörg auf Marie, als er seine abendliche Runde durch die Laborräume drehte, um zu schauen, wer noch fleißig arbeitete. Neugierig sprach er sie an, erfuhr, dass sie Haralds Freundin war und noch ein paar Dinge mehr. Jörg konnte zu Frauen, die ihm gefielen, charmant sein und Marie ließ sich, wie er fand, davon beeindruckten.

Als Jörg dann zu Harald ins Labor kam, sah er belustigt zu, wie dieser sich bemühte, seinen Versuch schnell unter Dach und Fach zu bringen. Beim Rausgehen meinte er nebenbei: „Ne' süße Freundin hast du dir da aufgegabelt, Harald.“ Er grinste zweideutig und ließ den verduzten Harald vor seinen Proben stehen.

Harald war irritiert, dass Jörg über alles und jeden Bescheid zu wissen schien. Er beendete unkonzentriert seinen Versuch und räumte seine Sachen schnell zusammen. Zum Glück war Ines gerade woanders gewesen, als Jörg seinen Spruch abgegeben hatte. Eine halbe Stunde war inzwischen vergangen. Als Harald auf den Flur trat, war Marie nicht mehr zu sehen. Jörg, der Kavalier, hatte sie sicherlich mit in sein Büro genommen, um sich bei einem Kaffee weiter mit ihr zu unterhalten. Die plötzlich aufkommende Eifersucht nahm Harald in ihren Griff. Nach unentschlossenem Hin und Her ging er den Flur entlang in die Richtung von Jörgs Büro. Bevor er dort ankam, lief ihm Marie durch eine Seitentür direkt in die Arme.

„Wo warst du denn?“ fuhr er sie an.

„Auf der Toilette!“, sagte Marie erstaunt über seinen gereizten Ton. „Ich muss halt mal, wenn du mich hier so lange warten lässt!“

„Sag mal, hast du mit dem Boss gesprochen?“ Haralds Gesicht war so angespannt, dass seine Wangenmuskeln deutlich zu sehen waren.

„Meinst du den Typ mit dem Schnurrbart? Ich wusste gar nicht, dass der dein Boss ist.“

„Jetzt weißt du es, und?“ bohrte Harald nach.

„Ja, was denn? Da war weiter nichts, der war ganz nett! Hat gefragt, ob er mir helfen kann, ob ich jemanden suche. Sag mal, was soll denn das, wieso verhörst du mich denn so?“

Harald zuckte mit den Achseln, aber seine Miene blieb weiterhin finster.

„Komische Stimmung hier bei euch“, stellte Marie fest. „Vorhin ist eine Frau aus deinem Labor gekommen, trug ein paar Plastikschaalen vor sich mit einer Miene, als wäre es der Heilige Gral. Die hat nicht einmal geguckt, als ich freundlich Hallo gesagt habe. Mannomann! Spannungen sind das, die bei euch hier in der Luft liegen. Kein Wunder, dass dir das alles nicht bekommt. Besser, wir treffen uns nicht wieder hier. Gehen wir?“

Harald verzog sein Gesicht, nickte wortlos, nahm Marie am Arm und verließ mit ihr das Institut wie auf der Flucht. Er hatte keine Lust, mit Marie im Schlepptau, Jörg erneut zu begegnen. Die Bemerkungen, die dann kämen, konnte

er sich vorstellen. Dann stünde er vor Marie da, wie ein dummer Junge und müsste sich die richtige Antwort darauf noch verkneifen.

Vielleicht sollte ich ihn bald einmal mit auf den Hof nehmen, überlegte Marie, als sie das Institut verließen. Aber er hatte ja nie Zeit. Vielleicht würde ihn das Leben bei uns mehr begeistern, als die Arbeit in diesem abstoßenden Gebäude, wo die Leute unzugänglich wie Autisten mit Dingen hantierten, die ihr Skepsis und Angst einflößten. Sie erinnerte sich, wie sie der Hof und die Nähe zur Natur, die man dort spürte, von Anfang an begeistert hatte. Ein Stadtkind aus München, so wie sie das erste Mal dort angekommen war. Natürlich musste sie vorher mit Jan und den anderen von der Hofgemeinschaft sprechen. Es war auch nicht sicher, dass Harald ihre Empfindungen, was den Hof und das Leben dort ausmachte, teilte. Und selbst wenn es so war, wusste sie nicht, ob er auch den anderen aus der Hofgemeinschaft gefiel.

Kiel, 2. 4. 2011

Jörg sammelte die Fragebögen für das Gesundheitsamt ein, die seine Leute über das Wochenende ausgefüllt hatten. Danach ging er. Er hatte noch eine wichtige Verabredung mit dem Dekan des Fachbereichs Medizin. Von diesem Gespräch hing einiges für ihn ab, aber das wusste niemand aus der Gruppe.

Für die bakteriologischen Untersuchungen und somit auch die Bearbeitung der Stuhlproben war Sybille Barnhelm, Jörgs technische Assistentin, verantwortlich. Manche sagten, Sybille als Chefassistentin hätte mehr Einfluss auf Jörg, als seine rechte Hand, Alexander Curtius. Bei der morgendlichen Arbeitsbesprechung verteilte Sybille Stuhlprobenröhrchen, die mit einem Strichcode gekennzeichnet waren. Auf einem Begleitzettel mit dem gleichen Strichcode musste jeder den Empfang quittieren. Sie kündigte an, die Proben am Nachmittag einzusammeln.

„Der Chef macht genauso mit wie alle anderen“, rief sie, als jemand nach Jörg, der noch nicht zurückgekommen war, fragte. Bis zum Nachmittag hatte Sybille alle Proben, bis auf die von Alexander und von ihrer Kollegin Bernadette, zusammen.

„Die von euch will ich aber bis spätestens morgen Vormittag haben, damit wir alle Proben in einem Durchgang aufarbeiten können“, sagte Sybille den beiden.

„Erzählst du uns dann, was dabei herausgekommen ist?“, fragte Bernadette.

„Ich kann Euch nur sagen, ob von den Proben überhaupt welche positiv sind. Jörg hat eure Namen in die Datenbank eingegeben, er hat den Schlüssel zu dem Barcode.“ Sybille lächelte Bernadette zu und ging zurück in ihr Labor.

Am Nachmittag gab Jörg Sybille das Röhrchen mit seiner Probe und blätterte die Zettel mit den Unterschriften durch.

„Ich bin gespannt, ob positive Proben dabei sind“, sagte er.

„Glaubst du?“

„Besser wir wissen es vorher, bevor das Gesundheitsamt selbst prüft. Vertrauen ist gut, Kontrolle ist besser“, murmelte er, während er sich eine Zigarette anzündete und den Rauch durch die Luft blies.

Er scannte die Nummern der Röhrchen mit dem Lesegerät ein, wie an der Kasse beim Discounter und tippte die Namen seiner Leute entsprechend dazu. Insgesamt gab es zwanzig Proben zur Untersuchung auf Salmonellen, auf Listerien und auf EHEC. EHEC stand für enterohämorrhagische Kolibakterien, die den Giftstoff *Shigatoxin* produzierten.

In allen Fällen handelte es sich um Bakterien, die man sich durch verseuchte Lebensmittel einfangen konnte. Die Folgen waren Durchfall und manchmal sogar lebensbedrohliche Erkrankungen, wie Hirnschäden und Nierenversagen. In seiner Gruppe arbeiteten sie daran, die Eigenschaften der Bakterien, die zu Erkrankungen führten, zu entdecken und Maßnahmen zur Bekämpfung dieser Seuchen zu entwickeln.

Als Sybille am späten Nachmittag gerade im Begriff war zu gehen, hielt Harald sie auf. Ob etwas vorgefallen sei, was diese Kontrollmaßnahmen rechtfertigte. Sybille überlegte einen Moment und meinte: „Nein, zumindest weiß ich nichts, aber wenn das Gesundheitsamt so etwas fordert, ist es besser, dem nachzukommen. Außerdem finde ich es ganz spannend zu prüfen, ob jemand von uns sich vielleicht im Labor infiziert hat. Das sollte einen Versuch wert sein.“

„Und wenn einer von uns sich im Labor angesteckt hat, fliegt der dann raus?“, fragte Harald besorgt.

Sybille zog ihre Stirn kraus und meinte dann: „Man kann sich ja überall infizieren. Aber, wenn es vom Labor kommt, könnte man vermuten, dass jemand nicht sauber gearbeitet hat.“

Als sie Haralds besorgtes Gesicht sah, musste sie plötzlich lachen: „Also, du wirst es sicher nicht sein. Du arbeitest doch gar nicht mit Infektionserregern, oder?“

Harald schaute sie an. Natürlich, sie hatte recht, er arbeitete mit Nukleinsäuren und nicht mit lebenden Bakterien. Sybille lächelte und klopfte ihm auf die Schulter, bevor sie zurück in ihr Labor ging.

Harald war davon überzeugt, dass Sybille über alles mit Jörg redete, vielleicht auch über ihr Gespräch. Er kannte sie nicht sonderlich gut, hatte aber trotzdem Vertrauen zu ihr. Er war davon überzeugt, dass Sybille ihn gerne mochte. Vielleicht kam das aber nur, weil sie ihn an eine Freundin seiner älteren Schwester erinnerte, für die er als Teenager heimlich geschwärmt hatte.

Kiel, 4. 4. 2011

Zwei Tage waren vergangen, die Sybille gebraucht hatte, um die ersten Untersuchungsergebnisse zu sammeln. Als sie ihm morgens die gesammelten Befunde brachte, machte sie ein vielsagendes Gesicht und sagte: „Die Probe Nummer Siebzehn ist positiv für EHEC mit *Shigatoxin-2!*“